

Bezugs-Preis
Für die Zeitungen 2.50 M
Für die Post 3.00 M
Für die Anzeigen 1.00 M

Sachsen-Zeitung

Anzeige-Geblühn
Für die Anzeigen 1.00 M
Für die Post 3.00 M
Für die Anzeigen 1.00 M

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Poststraße 97.

Halle a. S., Freitag 23. April 1897.

Berliner Bureau
Berlin SW., Poststraße 97.

Zum Besuche Kaiser Wilhelms in Wien.

Zu Ehren Kaiser Wilhelms wurde gestern, wie wir schon gestern kurz telegraphisch berichtet haben, auf dem Schmelzer Exercierplatz bei Wien eine große Parade abgehalten.

Genau 9 1/2 Uhr erschien Kaiser Franz Josef, von der Menge mit Hochrufen begrüßt, mit seinem Gefolge die Fronten ab und übernahm das Kommando.

Alle Anwesenden stimmten begeistert in den Ruf ein. Kaiser Wilhelm gab, indem die Offiziere des Regiments in freundlicher Weise ins Gespräch und begab sich um dreiviertel 3 Uhr mit dem Erbprinzen Otto und der gesamten Begleitung in den Kaiserhof auf die daselbst errichtete Tribüne.

dieses Regiment verlassen zu haben, und daß ich mich ganz besonders getreut habe, dieselbe auch hier wieder in vorzüglichster Verfassung zu Majestät, Ihrem Allerhöchsten Kriegsgesamten vorzuführen zu können.

Alle Anwesenden stimmten begeistert in den Ruf ein. Kaiser Wilhelm gab, indem die Offiziere des Regiments in freundlicher Weise ins Gespräch und begab sich um dreiviertel 3 Uhr mit dem Erbprinzen Otto und der gesamten Begleitung in den Kaiserhof auf die daselbst errichtete Tribüne.

Alle Anwesenden stimmten begeistert in den Ruf ein. Kaiser Wilhelm gab, indem die Offiziere des Regiments in freundlicher Weise ins Gespräch und begab sich um dreiviertel 3 Uhr mit dem Erbprinzen Otto und der gesamten Begleitung in den Kaiserhof auf die daselbst errichtete Tribüne.

Graf v. Eulenburg, das Gefolge des deutschen Kaisers, die obersten Hofwürdenträger, der Minister des Auswärtigen Graf Goltdschalk, der Kriegsminister Ober v. Kriegerhalm, der Reichsgesandtschaftsminister v. Kallap, der österreichische Ministerpräsident Graf Babiati, der ungarische Ministerpräsident Baron Banffy, die übrigen österreichischen Minister, der Minister a. latere Baron Jofica, der Admiral von Sternec, die Generalität, der Statthalter Graf Kielmannsegg, der Bürgermeister Kueper und zahlreiche Herren und Damen der Aristokratie.

Deutsches Reich.

In einer längeren Ausführung tritt die „Post“ der Auffassung entgegen, als erwache aus der Wiener Reise des Kaisers der aufrichtigen Freundschaft und Offenheit gegenüber Rußland irgendwelche Beeinträchtigungen.

Kaiser Wilhelm trifft am nächsten Mittwoch bei dem Grafen Fürst v. Schlick zur Auerhahnjagd ein und geht bis zum 1. Mai dort Aufenthalt zu nehmen.

Der Kaiser wird voraussichtlich vom 16.-22. Mai in Wiesbaden verweilen und mit der Kaiserin vier bis fünf Theateraufführungen besuchen.

Abwärts des Ansehens des Kaisers und seiner Familie in Italien ist eine große Parade mit daran anschließendem Vorbereitend am Denkmal Kaiser Wilhelms I. in Aussicht genommen.

Das Befinden des Fürsten Bismarck ist augenblicklich wieder außerordentlich gut. Ob der Altreichskanzler in diesem Jahre eine Badefahrt unternimmt, scheint sehr fraglich.

Fürst Ferdinand von Bulgarien, der, wie schon erwähnt, gestern die Rückreise nach Sofia antwort, hat vorzeitig abends in der türkischen Botschaft einen Besuch abgestattet.

Staatssekretär v. Marshall hat gestern Nachmittag dem Fürsten von Bulgarien einen Gegenbesuch ab und hatte mit demselben eine Unterredung.

Der deutsche Reichskanzler Fürst zu Stoltenberg.

Wem jeder Herr Oberst, Sie und Ihr Offizierskorps können aber die Worte, welche Kaiser Franz Josef Ihnen heute gesprochen hat, Parade über Wien österreichisch-ungarisches Kaiserregiment im Allgemeinen und über die Haltung und den Geist des Offizierskorps im Besonderen in anerkennender Weise mittheilt, mit freudigem Entzücken erfüllt sein.

Der Mädchenraub zu Aschersleben.

Erzählung von Theo Seelmann.

Am Morgen nach dem freiden Mädchenraube war die Bürgerwehr Ascherslebens vollständig zu einer Befehlsübung auf dem Marktplatz erschienen.

„Nettele Bürger“, begann er, „ich habe Euch hierher berufen, damit Ihr Theil nehmt an der Beratung über die Schritte, die zur Wiedererlangung meiner Tochter und meines Mädchens zu thun sind.“

Der Bürgermeister, dem bei den letzten Worten die Thränen in die Augen traten, hatte sich kaum niedergelassen, als auch schon die Stadtbildhauer aufsprang.

Zwölfer Beifall konnte den Redner. Als sich der Lärm gelegt hatte, drängte sich Matthias Einhart zum Rathstische vor.

„Mit Verlaub, Ihr Herren“, begann er, „wenn ich mich erlaube, nach Herrn Sebastian Wegeler zu sprechen. Mein ich es, weil ich glaube, daß, so gut sein Rath gemeint ist, so wenig er uns zum Ziel führen wird.“

„Was mir soeben von Meister Einhart gehört haben“, redete er die Versammlung an, „findet meine Billigung. Nur möchte ich ihn fragen, durch wen und auf welche Weise er dem Grafen eine unwürdige Rathstische zugehen lassen will, so daß dieser auch wirklich zu einem abernünftigen Ueberfall angesetzt wird.“

„Was ich Ihnen erregt werden, den Streich zu wiederholen, der ihm das erste Mal so gut gefiel? Wenn er dann auf uns scheinbar Unbewaffnete hervorbräche, dann würden wir auf ihn einhürnen, damit es uns gelänge, einige seiner Kränzen habhaft zu werden.“

„Ich uns für Deine gefangenen Knappen die Mädchen wieder, willst Du es aber nicht, so werden sie für das hüben, was Du an den Geranten thun wirst! So denke ich, hochwürdiger Herren und vielleichte Mitbürger! Aber selbst für den Fall, daß wir uns verrechnen, daß der Hedrunger nicht in die Falle geht, haben wir noch nichts verloren, denn dann sieht es uns immer noch frei, vor die Welle zu stehen und ihn unsere Macht fühlen zu lassen.“

Als Meister Matthias geendet hatte, herrschte im Saale laute Stille. Aber schon im nächsten Augenblicke drangen die Bürger auf ihn ein. Man schüttelte ihm die Hände, klopfte ihm die Schulter und lobte seine Klugheit und seinen Verstand.

„Wenn Ihr das so bestimmt versprechen könnt, dann find meine Bedenken gehoben“, versetzte der Bürgermeister. „An Euch ist es nun, fuhr er zu den Bürgern gefordert fort, über den gehörten Vorschlag zu entscheiden.“

„Wie ein Mann strecken die Versammelten die Rechte in die Höhe. Damit ist alles“, setzte der Bürgermeister feierlich fort. „Meister Einharts Plan angenommen.“

„(Fortsetzung folgt.)“









(Nachdruck verboten.)

## Auf der Reize des Jahrhunderts.

30)

Roman von Gregor Samarow.

„Mein Wort,“ rief der Baron, indem er Geldermanns Hand ergriff und ſie kräftig drückte, „mein Wort haben Sie zum unverbrüchlichen Schweigen —“

„— gegen Jedermann —“ betonte Geldermann.

„Abgemacht —“ rief der Baron.

Dann ſah er Geldermann, deſſen Hand feſthaltend, lange an, als ob er in deſſen freiem und offenem Geſicht die Lösung eines Räthſels ſuche.

„Ich habe Ihnen,“ jagte er bewegt, „ein Unrecht abzubitten, ein ſchweres Unrecht. Ich habe ein Vorurtheil gegen Ihren ganzen Beruf und gegen die moderne Welt, welche unter der Herrſchaft des Geldes ſteht, in mir getragen — auch auf Sie habe ich dieſes Vorurtheil ausgebehnt.“

„Ich habe das wohl empfunden,“ ſagte Geldermann lächelnd, „und aufrichtig bedauert. Freilich hatte auch ich meine Vorurtheile gegen Ihren Stand, den ich für einen munichenhaften Ueberreſt längſt vergangener Zeiten hielt; Sie haben mich überzeugt, daß jedes Jahrhundert aus dem vorhergehenden lebendig hervordächſt wie das Heute aus dem Geſtern und daß auch die flüchtige Gegenwart aus der längſt verſchwundenen Vergangenheit die lebendige Kraft ziehen muß.“

„Wenn ſie das thut, mein Herr,“ ſagte der Baron, „wie ich an Ihnen ſehe, dann werde ich im Stande ſein, mich mit unſerer Gegenwart auszuſöhnen und an eine Zukunft zu glauben, in der nicht verloren gehen wird, was die Arbeit der Vergangenheit uns als Heiligthum überbracht. Mögen wir Beide uns auch als Ausnahmen betrachten — zwiſchen uns wenigſtens iſt das Vorurtheil gefallen, und jetzt bitte ich darum, Sie meinen Freund nennen zu dürfen!“

„Herr Baron,“ ſagte Geldermann freudig erröthend, „eine ſolche Ehre habe ich dadurch kaum verdient, daß ich mich nicht an fremdem Unglück bereichern mag. Ich verſichere Ihnen nochmals, daß ich bei unſerm Handel ein ganz gutes Geſchäft mache.“

„Sie ſollen es machen,“ rief der Baron, Geldermann kräftig auf die Schulter ſchlagend, „Sie ſollen es machen, mein Freund, ſonſt würde ich Ihnen ja nicht frei in's Geſicht blicken können. Aber eins,“ ſagte er dann, wie ſich beſinnend, „eins möchte ich doch in der Bedingung, die Sie mir geſtellt, ändern. Ich bin hier allein in meinem Unglück, in meinen Sorgen, mit meiner Tochter geweſen; das gute Kind hat treu zu mir geſtanden und, ich weiß es wohl, manche heimliche bittere Thräne gemeint, ihr bin ich wohl die Kunde ſchuldig, daß die drückendſte Noth von mir genommen iſt, ſie würde es ja doch merken und es würde ſie kränken, wenn ich kein Vertrauen zu ihr hätte, — ſie möchte ich von meinem Verſprechen ausgenommen wiſſen und ihr möchte ich auch ſagen, wer der Freund iſt, den mir der Himmel geſendet.“

„Und Fräulein Marianne,“ fragte Geldermann zögernd, „wird ſie ſchweigen gegen jeden Anderen? Ich habe meine ganz beſtimmten, mir ſehr wichtigen Gründe für den Wunſch, daß unſer Geſchäft zunächſt vollſtändig geheim bleibt.“

„Sie wird ſchweigen, dafür bürgte ich,“ erwiderte der Baron, „und ſie wird eine doppelte Freude daran haben. Sie weiß,“ fuhr er mit Wärme fort, „daß ich Ihnen gegenüber ein Vorurtheil in mir trug, nicht gegen Sie perſönlich, ſondern gegen Ihren Stand und Beruf und gegen die Welt, der ſie angehört; ſie hat lebhaft gegen dieſes Vorurtheil geſprochen und auf Mariannens Bitte habe ich heute Ihren Beſuch empfangen, denn ich war garnicht geſtimmt, fremde Menſchengeſichter zu ſehen —

ich möchte ihr die Freude machen, daß ihres jungen Herzens Glauben an die Menſchen Recht behalten hat gegen mein Mißtrauen.“

„Fräulein Marianne hat mich vertheidigt?“ fragte Geldermann mit freudig aufleuchtendem Blick. „Sie hat mich keiner ſelbſtſüchtigen Auswailung für fähig gehalten? O, Herr Baron, das macht mich ſtolz und das beweist, daß ein junges friſches Herz in ſeiner edlen Auswailung doch noch ſchärfer urtheilt, als ein erfahrungsreicher Geiſt, der geneigt iſt, die ganze Welt für ſchlecht zu halten, weil er an Einzelnen, vielleicht an Vielen, ſchlimme Erfahrungen gemacht hat.“

Der Baron klingelte und befahl Friedrich, ſeine Tochter zu rufen.

Marianne kam auch ſogleich und blickte fragend auf ihren Vater.

Sie las in deſſen Mienen, daß irgend etwas Gutes und Freudiges geſchehen ſein müſſe, und mit einem dankbaren Lächeln ſah ſie Geldermann an, der befangen, mit geſenkten Blicken zur Seite ſtand.

„Komm, mein Kind,“ rief der Baron, „Du haſt mit mir treu und tapfer das Schwerſte getragen, was mich in meinem Leben betroffen, Du haſt meine Verzagttheit und meinen Kleinmuth geſehen, der mich faſt die Menſchen haſſen und den Glauben an Gott verlernen ließ. Der alte Gott lebt noch, wir ſind gerettet aus der Noth, die uns eben ſo hart noch bedrückte, und hier ſteht der Mann, der uns helfend die Hand gereicht hat am Rande des Abgrundes.“

Die Stimme des Barons zitterte, ſeine Augen waren feucht, aber Marianne ſah wohl, daß es Freudenthänen waren, die er nicht zurückhalten vermochte. Mit einem Jubelruf ſlog ſie zu ihrem Vater hin, umſchlang ihn mit ihrem Arm und blickte glücklich lächelnd zu ihm auf. Dann wendete ſie ſich zu dem jungen Fabrikanten, ſtreckte ihm ihre beiden Hände entgegen und ſagte bewegt:

„Ich wußte es wohl, Herr Geldermann, daß Sie nichts Böſes bringen würden, daß ſie keiner Schadenfreude an unſerm Unglück fähig wären. O, es thut ſo wohl, wenn man ſich in ſeinem Glauben an die Menſchen nicht täuſcht!“

Geldermann nahm zögernd ihre Hand und führte ſie ehrerbietig an ſeine Lippen.

„Mein gnädiges Fräulein,“ ſagte er, „Ihr Herr Vater überhebt mein Verdienſt, vielleicht darum, weil er früher geneigt war, niedriger von mir zu denken. Ich verſichere Ihnen, ich habe ein gutes Geſchäft mit ihm gemacht und ihm nur bewieſen, daß ich nicht fähig bin, aus dem Unglück eines Ehrenmannes Gewinn zu ziehen, das verdient wohl kaum noch einer Dank.“

Marianne drückte herzlich ſeine Hand.

„Und iſt das nicht genug?“ ſagte ſie. „Wenn alle Menſchen ſo dächten, ſo würde viel Unglück in der Welt erſpart werden. Ich bin glücklich, daß ich an Sie geglaubt habe, — ich war gewiß, daß Sie meinem Vater einen guten Rath bringen würden. Sie beſchämten mich, da Sie mit der That geholfen haben. Vor Geſchäften verſtehe ich nichts. Das Geſchäft, das Sie mit meinem Vater gemacht, vermag ich nicht zu beurtheilen, und weiß nur, daß Sie ihm Rettung gebracht haben, und mit meiner Dankbarkeit wird auch der Stolz über meine Menſchenkenntniß, die ſich ja an Ihnen bewährt hat, unvergänglich bleiben.“

Sie lächelte mit kindlicher Freude und lehnte ſich wieder ſchmeichelnd an ihren Vater.

„Die That,“ ſagte der Baron, „entſcheidet, und die That des Herrn Geldermann ſteht um ſo höher, als er wohl ein beſſeres Geſchäft hätte machen können, wenn er ſo gedacht hätte, wie ich es zu meiner Beſchämung ihm zugetraut habe. Vergiß es niemals, daß er uns der Freund in der Noth war.“

„Niema!s, bei Gott, niemals!“ rief Marianne.  
 „Nun, Papa,“ fügte sie schmeichelnd hinzu, „nun, nicht wahr, darf ich bei Dir bleiben?“  
 Der Baron antwortete nur durch einen Kuß auf ihre Stirn.

„Doch, mein Kind,“ sagte er dann, „ich habe Herrn Geldermann unverbrüchliches Schweigen gelobt und nur für Dich eine Ausnahme erbeten.“

„Aus Geschäftsrücksichten, mein gnädiges Fräulein,“ sagte Geldermann eifrig, „aus Geschäftsrücksichten.“

Marianne sah ihn groß an, als ob sie mit ihren Blicken in seiner Seele lesen wolle.

„Ich werde schweigen, Herr Geldermann,“ sagte sie mit tiefem Ernst, „aber um so unauslöschlicher wird die Erinnerung an diese Stunde in meiner Seele leben.“

„Und nun,“ rief der Baron, „schaff“ uns ein Glas edlen Rheinweins von dem alten in der linken Ecke des Kellers. Wir sind Freunde geworden, Herr Geldermann. Das geschieht mir nicht oft, und nach alter deutscher Sitte lassen Sie uns unsere Freundschaft mit einem Trunk deutschen Weines besiegeln!“

Marianne eilte hinaus.

„Die Zahlungen, Herr Baron,“ sagte Geldermann in geschäftlichem Ton, seine Bewegung unterdrückend, „stehen Ihnen jeden Augenblick zur Verfügung. Ich werde Ihnen selbst das Geld bringen, damit unser Geschäftsgeheimniß bewahrt werde, und ich bitte Sie, mir die Ordnung der Hypotheken-Angelegenheit überlassen zu wollen. Mein Anwalt in der Stadt ist vollkommen zuverlässig, er wird die Sache in Ihrem Namen besorgen und Ihnen Quittungen zuwenden. Und nun bitte ich Sie von Herzen, kein Wort weiter über das Geschäft.“

Der Baron drückte ihm stumm die Hand.

Marianne kam zurück.

Friedrich folgte und stellte eine Platte mit Gläsern und eine bestaubte Flasche auf den Tisch.

Der Baron schenkte die Gläser voll.

Ehe er aber das seine ergriff, faltete er die Hände und neigte einen Augenblick den Kopf.

„Ich danke Dir, mein Gott,“ sagte er leise — „Du hast den Weg gefunden, den mein Fuß gehen kann!“

Dann klangen die Gläser hell aneinander und auch Marianne mußte das ihre auf des Vaters Befehl bis zum Grunde leeren.

Der alte Friedrich aber stand in stummem Erstaunen da und schüttelte den Kopf, während er mit unfreundlich mißtrauischen Blicken den jungen Fabrikanten ansah.

Dieser bat um Erlaubniß, sich empfehlen zu dürfen, da seine Geschäfte ihn drängten.

„Auf Wiedersehen,“ sagte der Baron, Geldermann die Hand schüttelnd, „auf Wiedersehen, mein Freund — es wird mir eine Freude sein, wenn Sie unsere Einsamkeit zuweilen mit uns theilen wollen.“

Geldermann empfahl sich fast verlegen.

Marianne reichte ihm die Hand und sagte lächelnd:

„Ich hoffe, daß Herr Geldermann uns morgen die Freude macht, unser Gast zu Tisch zu sein, ich möchte ihn überzeugen, daß es auch ein wenig Werth hat, wenn wir uns hier in Deutschland um Haus und Küche kümmern und nicht so elegant und pikant sind wie die amerikanischen Damen.“

Geldermann sah sie mit einem vorwurfsvollen, aber doch glücklichen Blick an und versprach der lebenswürdigen Einladung Folge zu leisten.

„Herr Baron,“ sagte Friedrich, als Jener gegangen war, „Sie achten mich freilich so gering, daß Sie mein Geld, das ich doch nur von Ihnen habe, nicht annehmen wollen, aber ein aufrichtiges Wort werde ich mir doch erlauben.“

„Nun?“ fragte der Baron.

„Nehmen Sie sich in Acht,“ sagte Friedrich, „in der Noth hat wohl früher, wie ich in allen Geschichten gelesen, mancher sich dem Teufel verschrieben, und solche Geldmenschen, wie dieser Herr Geldermann da, gehören ja dem Teufel und sind seine Werkzeuge auf Erden. Nehmen Sie sich in Acht vor dem da, was Gutes kann dabei nicht herauskommen und in unserer Zeit gehört keine Blutverschreibung dazu, um die Seele in Pein und Verzweiflung zu bringen.“

„Friedrich,“ sagte der Baron mit feierlichem Ernst, „ich weiß, daß Du es gut meinst, Du hast vielleicht von mir gelernt so zu denken; höre wohl zu, was ich Dir sage: Herr Geldermann ist mein Freund, mein wirklicher Freund, das

muß Dir genug sein und ich verbiete Dir solche Gedanken und solche Worte über ihn, und damit Du ganz zufrieden sein sollst, erkläre ich Dir, daß ich Dein Geld annehme — ich werde es Dir recht und richtig verwalten und wenn Du etwas davon bedarfst, so sage es mir.“

„Nun, das ist recht von Ihnen, Herr Baron,“ sagte Friedrich, dessen Gesicht sich wieder aufklärte, „und so will ich auch, da Sie es wollen, mir Mühe geben, zu dem Herrn da Vertrauen zu fassen. Leicht wird es mir freilich nicht werden.“

Er ging, immer noch kopfschüttelnd, hinaus.

Der Baron aber zündete seine Pfeife an.

Marianne setzte sich neben ihn auf das breite hochlehnige Kanapee und plauderte mit ihm so herzlich und fröhlich, daß dem alten Herrn zu Muth war, wie wenn nach schwerem Wetter der erste Sonnenstrahl durch die getheilten Wolken bricht und immer mächtiger sein Licht über das reine Himmelsblau ergießt.

11.

Seit dem Besuche, den Georg Atkins dem Kommerzienrath Geldermann gemacht, war unter den Arbeitern der Fabrik eine mit jedem Tage mehr hervortretende Veränderung bemerkbar. Diese Leute zeigten finstere Mienen, sie antworteten kurz und mürrisch auf die Anreden und Fragen, und häufig, wenn ein Oberaufseher oder die Fabrikherren selbst in einen Werkstattraum traten, verstummten plötzlich die bis dahin lebhaft geführten Gespräche.

Robert Geldermann bemerkte dies vor allen Anderen, er hatte mit den Arbeitern stets freundlich und ohne alle hochmüthige Ueberhebung verkehrt, ein freies Wort nie übel genommen, eine Beschwerde stets untersucht und nicht nur gerecht, sondern meist wohlwollend zum Austrag gebracht, auch einen lustigen Scherz stets in gleicher Weise erwidert.

Ihm fiel das verschlossene mürrische Wesen der Leute auf. Da daselbe fort dauerte und einen fast feindlichen Anschein annahm, so fragte er den Werkmeister Wersmann, zu dem er wegen seiner Geschäftstüchtigkeit und Pünktlichkeit großes Vertrauen hatte, ob die Leute etwa unzufrieden wären und Grund zu irgend welcher Beschwerde hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bekehrte.

Erzählung von Robert Misch.

(Schluß.)

Der Zorn übermannte ihn. Er packte sie rauh bei der Hand und riß ihr das Tuch vom Gesichte fort.

„Weine jetzt nicht — antworte mir! Wozu hast Du das Geld gebraucht? Habe ich Dir nicht Alles gegeben?“

Sie stieß abgebrochene Worte hervor: „Ich . . . ich hatte noch alte Schulden . . . und ich kam nicht aus . . . und ich fürchtete mich vor Dir, als all' die Rechnungen kamen . . .“

„Es ist gut, wir werden später darüber sprechen! — Wie hoch ist die Summe?“

„Zweitausendfünfhundert Mark,“ sagte der Bankier schnell. „2500 Mark?“

In jähem Entsetzen sank er auf einen Stuhl zurück. Und auf der Bank hatte er kaum tausend liegen. Sein Gehalt reichte natürlich nicht annähernd aus, diese Schulden zu decken. Er mußte Geld entlehnen, das er dann später in kleinen Raten von seinem Gehalt würde zurückzahlen müssen. Oh, man konnte sich noch mehr einschränken, und es mußte und würde auch gehen. Er wollte mit eiserner Hand ihrem Treiben ein Ende machen, eine kleine Wohnung beziehen, die theure Köchin abschaffen. Aber all' dies konnte nicht sofort geschehen; dazu brauchte man Zeit — und hier stand der Gläubiger und drängte . . .

„Es thut mir leid, Herr Sekretär, aber —“

Die Stimme des Bucherbankiers peitschte ihn aus seiner träumerischen Verfunkenheit auf.

„Ja, ja, Sie sollen bezahlt werden!“

Ein Schmunzeln überflog das breite Gesicht, das bis auf die verschmigten, kleinen Neuglein höchst wohlwollend aus sah.

„Aber im Moment bin ich natürlich nicht im Stande . . . Sie müssen eben warten.“

Das wohlwollende Lächeln verschwand aus dem Gesicht. „Das kann ich nicht,“ erwiderte der Bankier. „Ich habe schon zweimal prolongirt; jetzt muß ich mein Geld wieder haben.“

„Mein Gott, ich verlange es ja nicht umsonst.“ Der Wucherer zeigte sich erst unnachgiebig. Schließlich verlängerte er den Wechsel gegen einen Zuschlag von 500 Mk. auf drei Monate.

Und nun begann eine verzweifelte Hezjagd nach Geld. Er schrieb an alte Freunde, an seine und ihre Verwandten. Die Ersteren hatten kein überflüssiges Geld und wunderten sich, wie er ohne Familie bei seinem schönen Einkommen in Verlegenheit kommen könnte. Die Verwandten begriffen das noch weniger, da er ja seine Vermögen habe. Auch von anderer Seite war nichts zu erlangen, und er mußte endlich den Versuch aufgeben, wenn er sich nicht in üble Nachrede bringen wollte.

Er hatte die theuere Wohnung gekündigt und all' die Einschränkungen mit rücksichtsloser Strenge durchgesetzt, die er sich vorgenommen. Die junge Frau wagte nicht mehr zu widersprechen. Natürlich fiel das veränderte Leben des bisher so ungänglichen Paares auf. Auch das scheue und gedrückte Wesen, das der Sekretär seit einiger Zeit angenommen und das so sehr von der bisherigen, offenen und lebenswürdigen Weise abfiel, blieb nicht unbemerkt. Man glaubte allgemein, daß es zu erregten Szenen zwischen den Gatten gekommen sei, die diese Veränderungen verursachten. Die Wahrheit schien Niemand zu ahnen.

Der gefürchtete Verfallstermin war nun glücklich vorübergegangen. Der Wechsel war präsentirt und prompt eingelöst worden. Auf ihre schüchterne Frage gab er ihr barsch zur Antwort:

„Ich habe mir das Geld verschafft.“

Sie wagte nicht, weiter zu forschen, denn er wurde jetzt bei dem geringsten Anlaß nervös und heftig. Auch mied er es sichtlich, mit ihr allein zu sein. Er ging entweder ins Wirthshaus, was er früher nie gethan, oder brütete in seinem Zimmer vor sich hin. Sie schrieb das natürlich den Geldsorgen zu, die er sich hatte aufbürden müssen — ihretwegen. Und deshalb nahm sie das zurückgezogene Leben, das sie jetzt führten, wie eine Sühne hin. Auf diese Art würden sie doch nach und nach ihre Schulden abbezahlen können.

Der Winter ging ziemlich langweilig vorüber. Sie nahmen gar keine Einladung an. Er erlaubte es nicht; sie mußte Kränklichkeit vorschützen. Im Frühjahr reiste sie auf einige Wochen zu ihrer Schwester nach Berlin. Wölbling hatte nichts dagegen, ja, es schien ihm geradezu angenehm zu sein.

Sie hoffte ihn bei ihrer Rückkehr als den Alten vorzufinden. Aber er war noch gereizter und nervöser als vorher. Jeder Aussprache ging er ängstlich aus dem Wege.

So kam langsam der Sommer heran. Eines Juniabends sah sie ihn eilig und, wie es ihr schien, todtenbleich die Straße heraufkommen. Als sie ihm zur Begrüßung entgegeneilte, stieß er sie rauh von sich und wollte in sein Zimmer eilen, wendete sich aber noch einmal um und zog die ängstlich Fragende thranenden Auges an seine Brust.

„Um Gotteswillen — was hast Du?“

„Nichts, nichts . . . mir ist ganz wohl!“ stieß er mühsam hervor.

Er trat rasch in das Zimmer, das er hinter sich verriegelte. Sie lautete ängstlich an der Thür, dann blickte sie durch das Schlüßelloch. Er hatte sich an seinen Schreibtisch gesetzt und schrieb Briefe. Schon wollte sie ihren Lauscherposten verlassen, aber eine innere Stimme hielt sie fest. Jetzt hatte er seine Arbeit beendet, blieb einen Moment starr vor sich hinblickend sitzen, öffnete dann ein Fach und zog ein Kästchen hervor, dem er einen blitzenden Gegenstand entnahm — einen kleinen Revolver.

Kalter Schauer durchrieselte sie, der ihr ihm ersten Moment Hände und Füße lähmte; aber sie raffte sich gewalttham auf und eilte ins Wohnzimmer, von dem eine Thür in sein Arbeitskabinet führte. Als sie mit einem Aufschrei seine Knie umklammerte, ließ er den erhobenen Revolver erschrocken sinken. Den Kopf in seinen Schooß gelegt, brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Vergieb mir, Franz . . . ich bin schuld! Ich weiß, Du kannst die Sorgen nicht mehr ertragen. Aber bleibe am Leben, denn ich mag und kann nicht ohne Dich leben. Wenn Du sterben willst, laß mich mit Dir verben!“

„Das — das wolltest Du thun? Also liebst Du mich noch?“ stammelte er.

„Wann hätte ich je aufgehört, Dich zu lieben?“ „Und ich Narr glaubte wirklich, daß sich Dein Herz von mir abgewendet, seitdem ich Dir nicht mehr Luxus und Vergnügen —“

Franz! Das habe ich nicht verdient, so schlecht bin ich nicht!“ Sie schlang beide Arme um ihn. „Es wird Alles noch gut werden . . . vertrau' Dich Deinen Vorgesetzten an, sie werden Dir das Geld vorschießen und vom Gehalt abziehen. Und wenn Du selbst Dein Amt verlierst, ein Mann wie Du ist nicht verloren, dem stehen hundert andere Wege offen. Ich verlasse Dich nicht, Franz, auch wenn Noth und Armuth —“

„Zu spät — zu spät!“ sagte er dumpf. „Alles vorüber! Würdest Du auch bei dem Verbrecher in seiner Schande ausharren?“

Mit einem Aufschrei sprang sie empor. „Was hast Du gethan?“

„Ein Verbrechen . . . ich habe die Kasse angegriffen — schon vor Monaten, als der Wechsel fällig war. Nirgends ein Ausweg, der Zahltag vor der Thür. An meine vorgelegte Behörde konnte ich mich nicht wenden. Sie wußte ja, daß ich Vermögen besaß und daß es nur Leichtsinns . . . Laß gut sein, ich hätte es verhindern sollen, ich bin schuldiger als Du. Der Wucherer drohte, sich an meine Vorgesetzten zu wenden . . . Da that ich es in einer verzweifelten Stunde. Ich hoffte, daß ich später Alles würde begleichen, durch gute Freunde oder durch Spararbeit wieder ersetzen können. Ich habe seit dem Tage wie in der Hölle gelebt . . . ich fällste die Bücher . . . und immer die Angst vor Entdeckung! Man scheint endlich etwas geahnt zu haben. Heute Mittag kam ein höherer Beamter aus Berlin . . . er konferirte mit dem Chef; sie nahmen die Bücher an sich. — Da wußte ich, daß die Entdeckung bevorstand. Ich eilte fort und — da, da . . . sie kommen, sie kommen! Noch hast Du die Wahl. Wenn ich meinem Dasein ein Ende mache, wird man das Verbrechen um Deinetwillen vertuschen.“

Draußen läutete es wiederholt an der Korridorhür. Er hob die Pistole, aber mit einer schnellen Bewegung schlug sie sie ihm aus der Hand.

„Bleibe am Leben, Franz — um meinethwegen! Ich bleibe Dir treu, was auch kommen mag! Büße die Schuld, — wir wollen dann ein neues Leben beginnen!“

Draußen läutete es Sturm. Mit leuchtendem Auge küßte der Beamte sein Weib auf die Stirn — zum Abschied.

„Lebe wohl — harre aus! — Geh' zu Deiner Schwester.“

Er ging festen Schrittes hinaus, um zu öffnen. Sie hörte einige gedämpfte Worte, dann führten sie ihn ab. Als er in den Wagen stieg, der unten vor der Hausthür wartete, nickte er noch einmal zum Fenster empor, an dem sie stand.

\* \* \*

Mehr als zwei Jahre sind vergangen. In einem Frühlingsmorgen schritt Frau Wölbling unruhig auf dem Perron des Potsdamer Bahnhofes in Berlin auf und ab. Sie erwartete den Zug, der ihr den Gatten nach verbüßter Strafe wiederbringen sollte. Ihr Anliß, das jetzt die Freude mit einem zarten Noth färbte, war ernster geworden; ein einfaches dunkles Kleid umschloß die schlanke Figur. Aber ihre Augen blickten hell und freudig, denn auch sie hatte ihre Schuld gebüßt — durch Arbeit und Entsayung. Sie hatte durch Glück und Fleiß und die Hilfe guter Menschen sich und ihrem Gatten eine Existenz gegründet. Die Behörde hatte damals ihre Einrichtung und gesammte Habe mit Beschlag belegt und verkaufen lassen, um die veruntreute Summe zu decken. Aber der Prozeß, der ein gewisses Aufsehen erregte, hatte einen alten Freund ihres verstorbenen Vaters auf sie aufmerksam gemacht. Er bot ihr seine Hilfe an und war ihr bei der Begründung eines kleinen Fuß- und Hutgeschäftes in Berlin behilflich. Der Mann ihrer Schwester, der Gewissensbisse fühlte, den Unglücklichen nicht früher beigegeben zu haben, gewährte ihr einen ausgedehnten Geschäftskredit. Und da sie einen ausgenährten Geschmack besaß, den sie früher nur für ihre eigene Person verwendet, so gelang es ihr, das Geschäft in Flor zu bringen. Ihr Gatte sollte jetzt die kaufmännische Leitung übernehmen, und sie plante durch Hinzufügung anderer Modartikel eine Vergrößerung des Betriebes. Ihr Gatte, den sie einige Male im Gefängniß besucht, war von Allem unterrichtet und mit Allem einverstanden.

Stauchend und donnernd lief der Zug in die Halle ein. Wölbling entseigt dem Koupee und steigt in die Arme seines treuen Weibes; sie halten sich lange und innig umschlungen.

Er ist bleich und mager geworden, aber Hoffnung und Freude beleben seine Züge. — Zu Haus, im einfachen, aber traulichen Stübchen entwickelt sie ihm ihre Zukunftspläne, sie legt ihm die Bücher und Kassenabschüsse vor. Er giebt seiner Verwunderung Ausdruck:

„Es ist erstaunlich, wie Du Dich ins Geschäftliche eingearbeitet hast.“

„Das war meine Pflicht, Franz! Der eigentlich Schuldige war ich; für mich hast Du gesündigt. So habe ich doch etwas gut machen können, was Du gelitten. Ich bin ein anderer Mensch geworden, und eine neue Zukunft, ein neues Leben liegt vor uns.“

„Mein Weib, meine Hedwig! Ja, ein neues, ein besseres Leben.“

Und er schloß sie zärtlich in seine Arme.

### Allerlei.

**Kannibalismus im Kongostaat.** Der Engländer S. A. Hinde erhebt in seinem Buche „The Fall of the Congo Arabs“ wiederum die allerschwersten Anklagen gegen die Verwaltung des Kongostaates. Die Angelegenheit ist schon im Britischen Parlament zur Sprache gebracht worden. Kapitän Hinde behandelt den 1892-93 gegen die am oberen Kongo wohnenden Araber geführten Krieg. Den Befehl über die Truppen des Kongofreistaates führte Baron Dhanis. Hinde sagt ihm und seine Offiziere an, daß sie durch die Vernichtung der Araber direkt oder indirekt die Menschenfresserei ermüdiget haben, ohne etwas dagegen zu thun. Ueber die Einnahme eines arabischen Forts zu Anfang des Feldzuges schreibt Kapitän Hinde: Hier sah ich zuerst die Kannibalen-Neigungen unserer befreundeten Eingeborenen und Araber. Als ich nach der Stadt zurückkehrte, fand ich, daß alle Todten und Verwundeten verschunden waren. Einige meiner Leute stärkten mich bereitwillig auf. Die befreundeten Eingeborenen hatten die Leichen in Stücke gehakt und fortgeschleppt. Ich wollte es nicht glauben. Auf unserem Heimwege wurden wir wieder angegriffen. Die sehr befreundeten Eingeborenen, die vor uns her tanzen, lachen. Außer Anderem ließen sie auf der Straße mehrere menschliche Arme, Beine und Köpfe zurück. Meine Begleiter wiesen mich darauf hin, daß sie nicht gelogen hätten.“ Auf einer späteren Seite sagt Kapitän Hinde: Die Lhatiane, daß beide Parteien Kannibalen waren oder Kannibalen unter sich hatten, war ein bedeutendes Element bei unserem Erfolg und das aus folgendem Grunde. Nach der Muhamedanischen Lehre kann ein verstümmelter Mensch nicht in den höchsten Himmel kommen. Wenn die Araber nun eine Schlappe erlitten hatten, so griffen sie nicht wieder an, sondern machten sich in aller Eile aus dem Staube. Dies geschah nicht sowohl, weil sie sich vor dem Tode fürchteten, sondern weil sie befürchteten, ihre Leichname möchten nach ihrem Tode zerstückelt werden. Nach der Einnahme von Nyangwo wollte man die Todten begraben. Die Sache vereinfachte sich aber sehr. Man fand einige hundert Köpfe. Die Leichen selbst waren fortgeschleppt worden, um sie zu verspeisen. Die Kannibalen kochten und räuchernten das Menschenfleisch. Tage lang bildete es den Proviant für Luteses Leute.“ Der Verfasser des Buches, Hinde, ist Licentiat der Londoner Gesellschaft der Apotheker. Anfangs war er ein Bewunderer des Barons, in dessen Heer er den Posten eines Hauptmanns bekleidete.

#### Blüttenlese aus den „Lustigen Blättern.“

Sein Ziel.

„Gib, wie Du mit um den Bart zu gehen verstehst!“  
„Aber Du hast ja gar keinen Bart, Schätzchen!“  
„Ich nicht, aber der Hausschlüssel.“

#### Apothekers Klage.

O alte Pflanzenschleif,  
Wohin bist Du verschwunden?  
Nie kehrt Du wieder, goldne Zeit  
Der pulvergläubigen Kunden,  
Bergebens spähe ich umher,  
Rezept für Tropfen giebt's nicht mehr:

O Serum, Serum, Serum,  
O quae mutatio rerum!

Den Fliederthee bedeckt der Staub,  
Lakritzen wurde trocken,  
Die Salbe ward des Postes Raub,  
Das Del sing an zu stochen.  
Vergessen ist das Terpentim,  
Salmial und Eisen und Chinin:

O Serum, Serum, Serum,  
O quae mutatio rerum!

Wo sind sie, die vom Calicyn  
Nicht wannten und nicht wichen,  
Die gurgelten nach altem Stil  
Und sich mit Jod bestrichen?

Die Welken sich gelegt auf's Haus  
Und an Khabarber noch geglaubt?

O Serum, Serum, Serum,  
O quae mutatio rerum!

Da spricht mit finstem Amisgesicht  
Der Doktor heute trocken:  
„Mit Höllenstein kurirt man nicht,  
Ob Diphtherie, ob Boden,  
Ob Schnupfen, ob Delirium:  
Es giebt nur ein Spezifikum“:

O Serum, Serum, Serum,  
O quae mutatio rerum!

Allein der Apotheker kann  
Vom Serum nicht besteben,  
Je mehr es schlägt bei Andern an,  
Wird's ihm ans Leben gehen.  
Die Andern macht's vielleicht gesund,  
Ihn selber richtet es zu Grund:

O Serum, Serum, Serum,  
Wo bleibt der nervus rerum?!

#### Höhenluft.

Jugend will nimmer im Thale wohnen,  
Weil sie ewig über sich blickt.  
Gleichsam, als sei sie da oben den Kronen  
Und den Sternen näher gerückt.

Aber die scharfe Luft der Berge  
Treibt die Weisten ins Thal zurück,  
Und nur wer Herr über Niesen und Zwerge,  
Baut sich da oben sein Haus und sein Glück.

#### Segensreiche Neuerung.

Paula: Stelle Dir vor, Lotte, auf der Stadtbahn werden jetzt Wagen für Raucher und Nichtraucher eingeführt.

Lotte: Ei, da weiß man jetzt wenigstens, wo man einzusteigen hat, wenn man — mit Herren zusammenfahren will.

#### Die Praktische.

„Du hast Deinen Schatz von der Kavallerie auch wieder abgedankt?“

„Ich will es einmal mit dem Train versuchen, — die anderen kriegt ich immer so schwer zum Kinderwagenfahren!“

#### Spruchweisheit.

Der Bepi soll vom Herrn Lehrer gestraft werden und flüchtet. Es entsteht eine wilde Jagd um den Tisch herum. Da plötzlich, in einem Moment der Ruhe und Erschöpfung, ruft der Bepi vorwurfsvoll:  
„Aber, Herr Lehrer, der Klügere giebt doch nach!“

#### Verrath.

Gastwirthsbühnen: Vater! Unsere Kage hat junge Hasen gekriegt!

#### Ländlich-sittlich.

Jakob: No, wie war's auf dem Schorschl seiner Hochzeit?  
Vinzenz: Fein war's! Die schönste Hochzeit war's im ganzen Jahr!  
Sogar die Braut hat mitg'rauft!

#### Una voce.

Sie: Wie war's gestern im Konzert?  
Er: Sehr hübsch; erst kamen mehrere Geigenvorträge und dann sangen zwei Damen ein Solo.

Sie: Ein Solo? Wie können denn zwei Damen ein Solo singen!

Er: Ja, die eine Dame hatte keine Stimme!

#### Verkanntes Motiv.

„Gestern hat die Fürstin Thelma unsere Wärmestube besucht.“

„Ja, kann denn die sich nicht zu Hause heizen lassen?“

### Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Anleitung zur Behandlung des Fahrrades.** Unter diesem Titel erscheint soeben im Verlage der Buchhandlung Paul Cieslar in Graz eine recht praktische Broschüre, welche keine Geschichte des Radfahrportes enthält, auch nicht die Fortschritte der Technik des Langen und Breiten ausführt, sondern nichts Anderes bringt als was sie verspricht: Eine praktische Anleitung, wie man sein Rad behandeln soll, was man von demselben fordern kann und auf welche Weise man entstandene Schäden möglichst rasch beseitigt. Auf jeder Seite den erprobten praktischen Fachmann zeugend, ist das Büchlein bei dem billigen Preise von 60 Pfg. gewiß jedem Radfahrer zu empfehlen und wird auch der langjährige Fahrer mancherlei Neues und Praktisches darin finden, der Anfänger jedoch unbedingt viel Geld ersparen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.



## Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Oekonomierath H. von Mendel-Steinfels zu Halle (Saale).

### Ein Mahnwort.

Die Winterjaaten haben, und zwar wohl ganz allgemein, den Winter gut überstanden und berechtigen daher, was die künftige Ernte anbetrifft, zu den besten Hoffnungen. Auch das Sommerkorn ist wohl allerwärts jetzt eingebracht, und bald werden auch die damit bestellten Acker, vorausgesetzt, daß jetzt warme Witterung auf die Reimungs- und Wachstumsprozesse einen günstigen Einfluß ausübt, sich mit grünender Saat überziehen. Hat der Landwirth, was Bearbeitung des Bodens, Düngung und Bestellung desselben anlangt, sein Möglichstes gethan, hat er ferner nur tadelloses Saatgut verwendet, und läßt er außerdem den auf seinen Feldern angebauten Kulturpflanzen angemessene Pflege zu Theil werden, so ist damit aber auch die Grenze gegeben, bis zu welcher er selbst das Gedeihen seiner Feldgewächse zu beeinflussen vermag. Im übrigen hängt daselbe ganz und gar von dem Zusammenwirken der meteorologischen Faktoren ab, welche die jeweilige Witterung bestimmen.

Nur wenn Regen und Sonnenschein ausreichend und in angemessener Verteilung, namentlich während der Vegetationszeit, den Pflanzen zu Theil werden, wird unsere Hoffnung auf eine gezeigte Ernte, die wir mit dem Saatkorn in die Erde versenken, sich erfüllen. Ist ersteres nicht der Fall, haben wir entweder an zu großer Kälte oder an zu langanhaltender Trockenheit zu leiden, so daß in beiden Fällen die Feldfrucht arg geschädigt wird, so stehen wir derartigen abnormen Witterungseinflüssen machtlos gegenüber und können uns durch nichts schadlos halten.

Aber der Landwirth ist auch noch von anderen Witterungsfaktoren abhängig, und einer, der ihn unter Umständen sehr empfindlich schädigen kann, ist der Hagelschlag. Diesem gegenüber ist aber der Landwirth in der Lage, sich zu schützen durch rechtzeitigen Abschluß eines Hagelversicherungsvertrages mit einer fidejussorischen Gesellschaft. Wir halten es daher jetzt, wo die Felder sich wieder mit junger Saat zu begrünen beginnen, für zeitgemäß, namentlich die kleineren und mittleren Besitzer daran zu erinnern, ihre Feldfrüchte gegen Hagelschlag zu versichern; denn es ist eine vielbeobachtete Thatsache, daß, wenn ein Hagelwetter eine Gegend heimsucht, in der Regel keiner der kleineren und mittleren Landwirthe versichert ist, während die größeren Güter es wohl nur selten noch — unbegreifliche Ausnahmen kommen allerdings auch hier vor — unterlassen, sich gegen Schädigungen durch Hagelschlag zu sichern.

Jährlich liest man in den Zeitungen, daß hier und da gewaltige Hagelwetter die Ernten ganzer Gemeinden vernichtet haben, daß aber leider von den vielen davon betroffenen kleineren Besitzern keiner gegen Hagelschaden versichert war. Die Folge ist die bitterste Noth, Einschränkung der Viehhaltung zc., kurz ein empfindlicher wirthschaftlicher Rückschritt oder gar der wirthschaftliche Ruin. Wenn es sich ums Zahlen handelt, ist der Landwirth im allgemeinen nur zu leicht geneigt, irgend einen fadenscheinigen Grund an den Haaren herbeizuziehen, womit er die Umgehung des Geldgebens, selbst wenn es sich um ganz wichtige Sachen handelt, entschuldigen kann. Und so wird der Mahnung, doch sich gegen Hagelschlag zu versichern, sehr häufig entgegengehalten, daß es in der betreffenden Gegend schon seit Menschengedenken nicht mehr gehagelt habe. Ich selbst war in den achtziger Jahren Zeuge eines furchtbaren Hagelwetters, welches die Feldfrüchte von zwei großen aneinandерliegenden Gemeinden und eines Rittergutes fast gänzlich vernichtete. Die kleinen und mittleren Landwirthe der betroffenen Gemeinden waren sammt und sonders nicht versichert, nur einige hatten vor Jahren einmal ihre Felder gegen Hagel allerdings versichert, schließlich aber wieder unterlassen, die Policen zu erneuern. Sie alle wurden daher durch das Unwetter aufs schwerste geschädigt. Das Rittergut dagegen war gegen Hagel versichert und trug eine hohe angemessene Entschädigung davon.

Auch das Jahr 1896, welches ein an Hagelschäden besonders reiches war, hat uns ähnliche Fälle genug gezeigt. In Folge der bedauernden Thatsache, daß noch immer viele Landwirthe von der Hagelversicherung nichts wissen wollen, sind auch im vorigen Jahre viele Millionen Mark verloren gegangen. Es ist zwar richtig, die traurigen Zustände der Landwirthschaft drängen mehr denn je zum Sparen; nichtsdestoweniger würde es ganz verkehrt sein, am falschen Ort zu sparen. Das bedeutet nur immer einen wirthschaftlichen Schaden.

Darum möchten wir diese Zeilen mit der Mahnung schließen, die Frage der Hagelversicherung ungefäumt in ernste Erwägung zu ziehen. Der Landwirth, welcher auf die ungewisse Aussicht hin, es werde im kommenden Jahre nicht hageln, sich nicht gegen Hagelschaden versichert, setzt unter Umständen seine ganze Ernte, ja vielleicht seine wirthschaftliche Existenz aufs Spiel.

Dr. Karl Brubne.

### Ueber die Anstellung rationeller Düngungs- und Sortenanbauversuche in der landwirthschaftlichen Praxis.

Bei dem in diesem Jahre veranstalteten Vortragsconclus für praktische Landwirthe zu Breslau hat Prof. Dr. v. Rümker über das vorstehende Thema einen interessanten Vortrag gehalten, dessen Originalauszug wir einer Beilage zur Zeitschrift der Landwirthschaftskammer für die Provinz Schlesien entnehmen. Prof. Dr. v. Rümker führte folgendes aus:

Je schwieriger sich die Lage der Landwirthschaft gestaltet, desto mehr muß man einerseits danach streben, die Noherträge zu steigern und andererseits die Produktionskosten herabzudrücken. Zwei sehr wichtige Mittel, diese Ziele zu erreichen, sind:

- 1) eine rationelle Düngung, ein sparsamer, aber auskömmlicher Bodennährstoffhaushalt,
- 2) der Anbau der für jede Vertikalität sichersten und erträglichsten Sorten.

Um mit Sicherheit beides durchzuführen, ist die Anstellung von rationalen Düngungs- und Sortenanbauversuchen die unentbehrliche Grundlage, und zwar sollte jede Wirthschaft für sich

diese Fragen entscheiden. Ist aber diese Forderung wirklich berechtigt, genügen die vielen Versuche, welche von den Versuchstationen, den wissenschaftlichen Instituten und Akademien, der D. L. G. zc. angestellt werden, nicht, um diese Fragen für die verschiedensten Kulturverhältnisse zu beantworten? — Nein, und zwar aus verschiedenen Gründen nicht. Erstens was die Versuche in Kulturgefäßen (Töpfen, Kästen, Nährlösungen zc.) betrifft, so sind dieselben zwar von höchster Bedeutung und Unentbehrlichkeit für die Aufklärung der Grundfragen der Pflanzenernährung; durch diese Gefäßversuche haben wir erst erfahren, auf welche Nährstoffe es bei den einzelnen Kulturpflanzen vorwiegend ankommt, in welcher Entwicklungsperiode sie von den Pflanzen hauptsächlich aufgenommen werden zc. Auch die neueste Verwendung solcher Gefäßversuche zur Prüfung des Nährstoffgehaltes bezw. bedarfs verschiedener Kulturböden ist von hohem Werthe und giebt vortreffliche Fingerzeige, auf die Zufuhrmengen welcher Nährstoffe es bei den betr. Böden in erster Linie an

kommt, ja die dadurch erhaltenen Aufschlüsse sind zweifellos von höherem Werthe und weitergehend, als sie uns der heutige Stand der chemischen Bodenanalyse zu geben vermag, indessen, die Resultate aller Gefäßversuche sind niemals direkt auf die Praxis übertragbar; sie sind ausgezeichnete Wegweiser bei richtiger Durchführung und sachgemäßer Beurtheilung ihrer Resultate, aber den Versuch im Felde, in der Natur selbst, dem sie vorangehen müssen, können sie niemals ganz entbehrlich machen oder ersetzen. Auf dem Felde herrschen ganz andere Vegetationsbedingungen; die physikalischen und klimatischen Faktoren der Feldlage, die Einwirkungen des Untergrundes, der Grundwasserhältnisse, die Verhältnisse der ortsüblichen Bodenbearbeitung zc. zc. sind bei allen Gefäßversuchen eliminiert und können ihren Einfluß nicht geltend machen. Wenn dann die Resultate solcher Gefäßversuche ohne Vermittelung auf die Praxis übertragen werden, kommt es mitunter zu den kräftigsten Widersprüchen und Ungereimtheiten, wofür es nicht schwer sein dürfte, recht drastische Beispiele anzuführen. Selbst exakt ausgeführte Feldversuche lassen sich in ihren Resultaten keineswegs verallgemeinern. Man hüte sich, die Erfahrungen Anderer ohne Weiteres für die eigene Wirksamkeit als maßgebend zu betrachten, denn

- 1) weiß man in der Regel nicht, wie der betr. Versuch angestellt und durchgeführt wurde, und davon hängt bekanntlich außerordentlich viel für die Brauchbarkeit und die Bedeutung des Resultates ab,
- 2) braucht das, was auf einem Gute oder Schläge bei solchen Versuchen beobachtet wurde, keineswegs für ein Nachbargut oder einen anderen Schlag Geltung zu haben,
- 3) werden leider solche Feldversuche in der Praxis oft recht mangelhaft oder gar unrichtig durchgeführt, so daß sie gar keinen Werth haben, sondern nur die Quellen für Irrthümer und Vorurtheile bilden.

Eigene Feldversuche, mit Verständniß und Sorgfalt ausgeführt, sind und bleiben die Grundlage eines wirklich einträglichen Ackerbaues; sie können durch wissenschaftliche Versuche unterstützt und in ihrem Erfolge bis zu einem gewissen Grade gesichert, niemals aber können sie durch fremde Versuche irgend welcher Art völlig ersetzt werden. „Der Segen der Arbeit steckt für jeden Menschen in seiner eigenen Arbeit.“\*) Mit solchen eigenen Feldversuchen lassen sich die verschiedensten Fragen an die Natur stellen, sie sollten in keiner rationalen Wirtschaft fehlen und müssen von Zeit zu Zeit wiederholt werden, wenn man die Erträge dauernd steigern will.

Die Grundprinzipien für Anstellung von Felddüngungsversuchen sind nach der klassischen Darstellung Drechsler's,\*\*) die immer noch die Grundlage dafür bildet, folgende:

- 1) Möglichste Gleichmäßigkeit in der Bodenbearbeitung und Bestellung aller Parzellen.
- 2) Der ganze Düngungsversuch ist mit ein und derselben Sorte von gleicher Herkunft und Saatqualität anzustellen.
- 3) Der Dünger ist so gleichmäßig als irgend möglich zu vertheilen, sei es mit der Maschine, sei es mit der Hand durch Kreuz- und Querfaat bei kleineren Quanten.
- 4) Der künstliche Dünger muß vor der Aussaat auf seinen Gehalt sorgfältig nachgeprüft werden (von der zuständigen offiziellen Versuchsanstalt).
- 5) Die Versuchsfelder dürfen weder zu groß noch zu klein sein; in ersterem Falle werden die Kosten und das Risiko zu groß, und außerdem wird die exakte Durchführung um so schwieriger, je größer die Parzellen sind, im letzteren Falle verlieren die Resultate an Feldmäßigkeit Werth. Es hat sich herausgestellt, daß man die Parzellen für Felddüngungsversuche zweckmäßiger Weise nicht größer als 1 Morgen und nicht kleiner als  $\frac{1}{4}$  Morgen machen soll.
- 6) Jede Düngung wird auf einer Parzelle für sich ausgeführt, und in dem ganzen Versuche 2, besser 3 Mal wiederholt, aber so, daß die Parzellen mit gleicher Düngung nicht neben einander liegen (zur Kontrolle des Versuchsergebnisses und um ev. Durchschnittsergebnisse zu erzielen). Mit den gedüngten Parzellen sind in derselben Lage so viel ungedüngte Parzellen in Vergleich zu stellen, als Einzeldüngungen (ohne die Wiederholung) sich in der Versuchsanlage befinden.
- 7) Alle Parzellen müssen genau gleich groß sein und dieselbe Lage in Bezug auf Beschaffenheit von Oberfrume und Untergrund, auf Abdachungsrichtung und Stärke u. s. w. haben.

\*) Drechsler: Journal für Landwirtschaft 1882 pag. 102.

\*\*) Vergl. Journal für Landwirtschaft 1880 pag. 243, 1881 pag. 63, 1884 pag. 308.

- 8) Die Form der Parzellen muß lang und schmal sein; sind Ungleichheiten des Bodens und der Lage unvermeidlich, so müssen sie möglichst alle Parzellen gleichmäßig berühren.
- 9) Die Parzellen müssen 10 m von Weg- und Feldrändern entfernt liegen.
- 10) Die Trennung der Parzellen von einander geschieht so, daß keine freien Feldränder entstehen, aber daß die Parzellenbestände leicht getrennt gehalten werden können, also entweder durch eine Pflugfurche, oder durch Auslassen von 1 oder 2 Drillreihen.
- 11) Ueber den Versuch sind für jede Parzelle folgende Daten schriftlich zu sammeln: über die Beschaffenheit des Düngers (Analyseresultate), über die Beschaffenheit des Saatgutes (Hektolitergewicht, Keimfähigkeit, Keimungsenergie, 1000 Korn-gewicht, Reinheit), Datum der Düngung, Datum der Aussaat, Saatquantum, Saattiefe, Reihenweite, Art der Bestellung und Pflege, Datum des Saataufganges, der Blüthe, Reife, des Schnittes, Reifestadium bei der Ernte, Verlauf der Witterung während der Vegetationszeit, etwaige Beschädigungen des Bestandes zc.
- 12) Die Ernte muß für jede Parzelle gesondert nach Gewicht und Maß festgestellt werden.
- 13) Die Qualität der Ernte kann event. durch die zuständige Versuchsanstalt festgestellt werden.

Bei Düngungsversuchen mit Kartoffeln und Rüben treten noch einige Komplikationen hinzu, welche die Mühen nicht unbedeutend steigern (Zählen der Pflanzenstöcke und Feststellen pro Parzelle, Roden aller Parzellen von denselben Arbeitern, Waschen und Trocknen der Ernte zc. zc.), es dürfte sich daher empfehlen, rationelle Felddüngungsversuche nicht gleich mit Hackfrüchten zu beginnen.

Man mache die Versuche dadurch so einfach wie möglich, daß man die Fragestellung nicht kompliziert; je mehr Fragen ein einzelner Versuch beantworten soll, desto schwieriger wird die Anlage und Durchführung desselben. Auch bei einfacher Anlage sind solche Versuche noch so mühsam, zeitraubend und kostspielig, daß man sie nebenher mit den gewöhnlichen Kräften der Wirtschaft in der Regel nicht bewältigen kann. Es empfiehlt sich daher in allen Fällen, in denen man nicht über ein an und für sich sehr zahlreiches Aufsichts- und Arbeiterpersonal verfügt, eigens für die Durchführung der Versuche eine oder ein Paar Hilfskräfte, welche man darauf einübt, zu halten. Die Kosten, welche dadurch entstehen, können durch wirklich brauchbare Versuchsergebnisse überreich gedeckt werden, während nicht völlig befriedigend durchgeführte Versuche in jedem Falle Kosten verursachen, welche niemals eine Deckung durch irgend welche Vortheile finden.

Man lasse sich durch die Mühen und Kosten nicht von der Anstellung solcher Versuche abhalten, und ziehe nicht weittragende Schlüsse aus einem einzigen Versuchsjahr, sofern das Ergebnis nicht so handgreiflich ist, daß kein Zweifel über seine Deutung herrschen kann. Die Jahreswitterung, Beschädigungen irgend welcher Art und tausenderlei Zufälligkeiten können das Ergebnis eines Jahres in so hohem Maße beeinflussen, daß man im Allgemeinen dahin gekommen ist, erst endgültige Schlüsse nach 3—4jähriger Wiederholung zu ziehen.

Ehe man die entsprechende Erfahrung in der Anstellung solcher Versuche besitzt, empfiehlt es sich, die Anleitung und Hilfe wissenschaftlich geschulter Kräfte, der Versuchsanstalten, Wanderlehrer oder landwirtschaftlicher Dozenten an Universitäten, Hochschulen oder Akademien heranzuziehen. Für die schließliche Verarbeitung der Versuchsergebnisse, z. B. betreffs Feststellung der Qualität der Ernte, ist die zuständige Versuchsanstalt in Anspruch zu nehmen.

Vergleichende Sortenanbauversuche sind einfacher als Düngungsversuche. Das Muster hierfür in Bezug auf die Methode liefern die Anbauversuche der D. L. G. Während bei den Düngungsversuchen alle Kulturbedingungen bis auf die Düngung möglichst gleichmäßig hergestellt werden müssen, macht man bei den Sortenanbauversuchen alles inkl. Düngung möglichst gleich, bis auf die anzubauenden Sorten. Was bei den Düngungsversuchen die Kontrollparzellen „ungedüngt“ bedeuteten, vertreten hier die Parzellen, auf welchen die bisher an dem betr. Orte hauptsächlich angebaut gewesene Sorte mit den neu importierten Fremdlingen unter genau denselben Kulturbedingungen in Vergleich gestellt wird. Die Lage, Form, Größe der Parzellen, die Aufzeichnungen und Erntefeststellungen haben genau in derselben Weise zu geschehen, wie bei den Düngungsversuchen. Jede Sorte wird auch auf 2 oder 3 verschiedenen Parzellen angebaut,

kurz die Grundprinzipien der Methode sind in beiden Fällen annähernd die gleichen.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß alle derartigen Versuche außerordentlich lehrreich und anregend wirken, sofern sie gründlich durchgeführt werden. Der Versuchsansteller lernt in ganz anderer Weise sehen, beobachten und Schlüsse aus seinen Beobachtungen ziehen, als er es bisher gewöhnt war; das wirkt nicht nur erziehlisch und bildend auf den Betriebsleiter, sondern höchst fördernd auf die ganze Wirtschaft ein. Die geschärfte Beobachtungsgabe bethätigt sich nachher in allen Betriebszweigen, und das Gesamtniveau der Wirtschaft wird dadurch nicht unbedeutend gehoben.

Dieses erziehlische Moment ist nicht zu unterschätzen; der moderne Experimentalökonom wird, ohne es zu wissen und zu wollen, zu einem naturwissenschaftlich arbeitenden Landwirthe, er lernt die Natur tiefer kennen und sie schließlich bemeistern, indem er sie zur Vergabe von Erträgen zwingt, die ihm vorher unerschreibbar schienen.

### Die Konkurrenz der amerikanischen Obstkultur.

Die deutsche Obstkultur wird immer mehr in ihrer Entwicklung und Lebensfähigkeit durch den stetig wachsenden Import billigen amerikanischen und ausländischen Obstes bedroht. Dieses betrübende Bild eines sonst aussichtsvollen landwirtschaftlichen Betriebes gewinnt erst die charakteristische Färbung, wenn man bedenkt, daß Deutschland im vergangenen Jahre 24,6 Millionen Mark für frisches und 13,5 Millionen Mark für getrocknetes Obst an das Ausland bezahlte, während unsere Ausfuhr an Obst sich nur auf 4,7 Millionen Mark belief. Der Hauptanteil dieser Einfuhr fällt auf Amerika, welches schon seit längerer Zeit die größte Anstrengung macht, den deutschen Markt mit seinem Obst zu beherrschen. Noch zu Anfang des Jahres 1895 sah sich der amerikanische Generalkonsul de Kay veranlaßt, in einem Berichte an das Washingtoner Staatsdepartement seinen Landsleuten folgende instruktiven Rathschläge zugehen zu lassen: „Im Sommer wie im Herbst überfluthen die amerikanischen Obstzüchter die Märkte Deutschlands mit einer ziemlich geringen Sorte Äpfel, während dort aber nur nach gutem amerikanischen Obst stets starke Nachfrage ist, der jedoch ein nicht genügendes Angebot gegenübersteht. . . . Die Obsthändler der Vereinigten Staaten sollten betreffs der nach Deutschland zu sendenden Äpfel besonders vorsichtig sein und nur solches Obst versenden, welches sich 6 Monate lang frisch erhält, auch sollten sie betreffs des Bedarfs der deutschen Konsumenten sich auf dem Laufenden zu halten suchen.“ Diese Rathschläge des Herrn de Kay scheinen in den Vereinigten Staaten auf ganz besonders guten Boden gefallen zu sein, denn schon jetzt, nach Ablauf von zwei Jahren, weiß die „National-Zeitung“ zu melden, daß mit einer einzigen Sendung wiederum 5000 Wagen amerikanischen Obstes in Deutschland eingetroffen seien, und zwar handelt es sich um die hier mit Vorliebe genossene Apfelsorte Baldwin. Das Obst steht je nach seiner Qualität von 66 Pfennig bis zu 1,50 Mk. für 5 Pfund im Preise. „Es gewinnt jetzt den Anschein“, fährt das citirte Blatt wörtlich fort, „als ob mit diesen Sendungen von Amerika auch während der nächsten Monate noch fortgefahren wird; ja es gilt bei Kennern nicht für ausgeschlossen, daß die Äpfel der vorjährigen Ernte so lange hier herüberkommen werden, bis die neue Ernte zur Versendung wieder reif ist. . . . Aus Mittheilungen in amerikanischen Blättern wenigstens geht hervor,

wer am Alten hängt oder es nicht nöthig zu haben glaubt, wird auf solche Versuche verzichten; wer aber mehr erzielen will oder muß, wer vorwärts strebt und sich's mit der Ausübung des bloßen Handwerks nicht genügen lassen mag, der greife zu und wage den Versuch. Die erste klare Antwort, welche die Natur auf seine erfast gestellte Frage giebt, wird ihm mit Freude und Befriedigung erfüllen, und in dem klingenden Gewinn wird er auch den materiellen Lohn für seine Mühe finden.

Nur durch Versuche ist die Landwirtschaft zu fördern, und zwar hat sich die landwirtschaftliche Praxis in gleicher Weise wie die Wissenschaft daran zu beteiligen; die Arbeit der Praxis auf seine erfast gestellte Frage giebt, wird ihm mit Freude und Befriedigung erfüllen, und in dem klingenden Gewinn wird er auch den materiellen Lohn für seine Mühe finden. Nur durch Versuche ist die Landwirtschaft zu fördern, und zwar hat sich die landwirtschaftliche Praxis in gleicher Weise wie die Wissenschaft daran zu beteiligen; die Arbeit der Praxis auf seine erfast gestellte Frage giebt, wird ihm mit Freude und Befriedigung erfüllen, und in dem klingenden Gewinn wird er auch den materiellen Lohn für seine Mühe finden.

daß man in dieser Richtung bereits eifrig daran ist, seine Vorkehrungen zu treffen.“

Hiernach eröffnen sich in der That für die einheimische Obstkultur höchst schlimme Aussichten, denen mit allen irgendetwas zu Gebote stehenden Mitteln entgegengetreten werden muß. Eins der besten Mittel wäre, so führt die „Korresp. des Bundes der Landwirthe“ aus, daß sich die Obstzüchter zu Obsterwerthungsgenossenschaften zusammenschließen und die Obsterzeugnisse derselben einer Zentralverkaufsstelle zugeführt werden würden; hierdurch dürfte eine Verbilligung des Obstes und zugleich ein gesteigerter Konsum desselben herbeigeführt werden.

Ferner könnte der einheimische Obstbau dadurch gefördert werden, daß die Staatsregierung durch Ausnahmetarife denselben in seiner Entwicklung zu unterstützen sich bereit fände. Am Ende des vergangenen Jahres sollte nach Meldungen, die durch verschiedene Tageszeitungen gingen, der Kölner Bezirks-Eisenbahnrath beschloffen haben, mit einem solchen Antrag an die Regierung zu gehen. Hoffentlich bewahrheitet sich dieses Gerücht und tritt eine dahingehende Anordnung recht bald in Wirksamkeit. Nicht zu unterschätzen ist ja auch eine Aufmunterung, die die preussische Domänenverwaltung dem Obstbau zu Theil werden läßt. Dieselbe gewährt dem Domänenpächter die Kosten für die Anschaffung von Obstbaumanlagen, unterstützt ihn mit sachverständigem Rath und bewilligt ihm, so lange sich von der Kultur noch kein entsprechender Ertrag erwarten läßt, einen angemessenen jährlichen Zuschuß. Dieses Vorgehen der qu. Verwaltung hat viele Domänenpächter zur Errichtung von Obstbaumanlagen veranlaßt. Zum Schluß mögen aber noch von unseren deutschen Obstzüchtern die Worte des Herrn Geheimen Regierungsrathes Professor Dr. Wittmack beherzigt werden. Derselbe sagt: „Vor allem aber ist es noth, daß der deutsche Obstzüchter, der große wie der kleine, Vertrauen zu sich selber habe, daß er nicht in jenem Wahne befangen bleibe, als ob in Amerika Klima und Boden allein den Obstbau so groß gemacht. Nein, vor allem ist es der gesäftliche Sinn, die Intelligenz der amerikanischen Züchter — und des amerikanischen Kaufmanns gewesen. Beide haben, Hand in Hand gehend, den Obstbau dort so groß gemacht.“

### Kleinere Mittheilungen.

**Französische Flachskulturen.** Das Gesetz vom 13. Januar 1892 schuf für den Zeitraum von 6 Jahren Prämien für den französischen Flachsbau und fixirte die Höhe derselben auf die Summe von 2500000 Francs jährlich. Diese Periode nimmt mit dem Ablauf des Jahres 1897 ihr Ende, und schon jetzt wird in den Kreisen der französischen Flachsbauer mit einer gewissen Besorgnis auf die Eventualität einer Aufhebung der Prämien geblickt. Doch hat sich bereits im französischen Parlament eine größere Anzahl von Deputirten für die Verlängerung der letzteren auf weitere 6 Jahre ausgesprochen und scheint somit die Besorgnis der Flachsbauinteressenten keine begründete zu sein.

Die Schaffung der Prämien fand im Jahre 1891 darin ihre notwendige Begründung, daß eriens im Parlament die Unmöglichkeit anerkannt wurde, den ausländischen Flachs — im Hinblick auf die französische Industrie — mit Bölen belegen zu können, sodann aber

auch die Verpflichtung eingesehen wurde, den einheimischen Flachsbau nicht ohne den erforderlichen Schutz lassen zu dürfen. Die Prämie selbst hat innerhalb der 6 Jahre keine Erhöhung erfahren, sie betrug für das Jahr 1896 72 Francs pro Hektar, und auch in den vorhergehenden Jahren ist sie, abgesehen von ganz geringen Schwankungen, stets dieselbe geblieben. Trotzdem hat sie Wirkungen erzeugt, die als nur im hohem Grade nutzbringende bezeichnet werden können, sie hat der Flachskultur Frankreichs wieder ihre ehemalige Bedeutung verliehen.

Angaben von hohem Interesse über die Fortentwicklung des französischen Flachsbaus unter der Einwirkung dieser Prämien macht Herr Fraucheur, der Präsident des „Comité limit du Nord.“ Während im Jahre 1884 in Frankreich 44540 ha mit Flachs bestellt waren, ging diese Kultur progressiv bis zum Jahre 1889 auf 32000 und von hier ab bis zu Anfang des Jahres 1892 auf 27000 ha zurück. Diese

legte Sektarzahl ist die geringste jemals in Frankreich konstatierte Anbaufläche. Jedoch schon mit dem Jahre 1893, d. h. seit dem Eintritt der Wirksamkeit der Prämien, sieht man die Flachskultur sich wieder heben, und am 1. April 1895 erreicht sie im gedachten Jahre eine Ausdehnung von 29500 ha, 1894 33000 und 1895, dem letzten Jahre, bis zu dem Herrn Faucheur's Angaben reichen, 34000 ha. Die Notizen des „Comité linier“ heben weiter hervor, daß der Flachsbau in den Departements Pas-de-Calais, der Somme und der Seine-Inférieure, wo er überhaupt mit Vorzug kultiviert wird, von 6906 ha im Jahre 1892 auf 12340 ha im Jahre 1895 wieder gestiegen ist. Die Zunahme für diese Departements betrug demnach 44 vom 100. Es steht hiernach der Einfluß der Prämierung auf die Wiedererhaltung der Flachskultur Frankreichs außer jedem Zweifel, unter deren Einwirkung erhob sich dieselbe aus einem scheinbar unheilbaren Verfall wieder zu relativer Blüthe. — „Die Befürchtungen, die zur Zeit der Einführung der Prämien gegen diese erhoben wurden,“ bemerkt der bekannte französische Volkswirtschaftler Henry Sagnier, „waren demnach völlig unbegründet. Man behauptete, daß die Flachsbauer sich nun in eine süße Ruhe, in ein dolce far niente einfallen und keine weiteren Kraftanstrengungen machen würden, um gegen ein böses Geschick anzukämpfen. Die Thatfachen haben jedoch dieses vom reinsten Pessimismus distirte Prognostikon in glänzender Weise widerlegt.“ Man ersieht hieraus wieder, wie die französische Regierung in der aufopferndsten Weise für alle Zweige der Landwirtschaft Sorge trägt. B. L.

**Chilesalpeter-Konsum Europas.** Es betrug im Jahre 1895 der Gesamt-Salpeter-Konsum Europas 9753 296 T., wovon entfallen auf das Deutsche Reich 4 460 773, Frankreich 1 850 000, Großbritannien und Irland 1 076 960, Belgien 954 180 und Oesterreich 429 101 Tonnen. Das Deutsche Reich konsumiert nahezu ebensoviel Chilesalpeter wie das übrige Europa zusammen. Für einen Hektar der produktiven Fläche, nach Abzug von Wiese, Weide und Wald, entfallen in Kilogramm für Belgien 51,71, Großbritannien und Irland 18,20, das Deutsche Reich 16,92, Frankreich 6,76, Holland 4,92 und Oesterreich 3,81.

**Ueber Kultivatoren** äußert sich Administrator **Lothar Meyer** in der „Dtich. Landw. Presse“ folgendermaßen: Mit vollem Recht sind in kurzer Zeit die Kultivatoren sehr in Aufnahme gekommen. Ich habe vor Jahresfrist an dieser Stelle auf die Vorzüge derselben, wenn nicht vor allen, so doch vor den meisten Grubbern u. aufmerksam gemacht, aber auch nicht unerwähnt gelassen, daß der hohe Kaufpreis ihrer außerordentlichen Verbreitung doch wohl hinderlich sein werde. Es hat sich nun bei mir herausgestellt, daß nicht nur der Ankaufspreis zu berücksichtigen ist, sondern auch die Dauer des arbeitenden Theiles: der **Schare**. An dem Ransomes-Kultivator (bezogen von A. Enthal-Halle) verbogen sich bereits nach achtstägigem Gebrauch einige Schare, nach etwa der doppelten Zeit mußten fast alle umgedreht werden, und nach höchstens dreißigtägigem Gebrauch bog sich auch die Mehrzahl der Schneiden einfach um. Ich kann Fachgenossen nur empfehlen, bei Ankauf auf diesen Punkt Rücksicht zu nehmen und sich eventuell darauf hinzielende Garantien geben zu lassen.

**Der Uebergang von der Winterfütterung zur Sommerfütterung** steht demnächst bevor. Dieser Wechsel soll nicht plötzlich, sondern allmählich sich vollziehen; denn der Tiermagen ist nur allmählich im Stande, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen. Wird der Uebergang von der Trockenfütterung zur Grünfütterung plötzlich ohne Vermittelung vorgenommen, so sind Störungen in dem Wohlbefinden und in der Leistungsfähigkeit der betreffenden Thiere unvermeidlich. Wird der Wechsel jedoch innerhalb einer ausreichend langen Uebergangsperiode durchgeführt, so sind keinerlei schädliche

Folgen zu befürchten. Man beobachte daher beim Beginn mit der Verabreichung von Grünfütter eine gewisse Vorsicht. Vor allem wird es sich empfehlen, das junge saftige Grünfütter im Anfang zu schneiden und mit Häfeln reichlich, etwa zur Hälfte, zu vermengen. Gaben sich dann die Thiere erst an die wasserreichere Grünfütterung gewöhnt, so kann ihnen dann das Grünfütter auch allein und ungeschnitten vorgelegt werden.

**Auskunft betr. Anbau von Braugerste.** Die Gerstenkulturstation der **Veruchs- und Lehranstalt für Brauerei in Berlin** (Vorsteher Dr. v. Eckenbrecher) versendet auf Wunsch an alle Interessenten der Braugersten- und Brauereikultur regelmäßig und kostenlos ihre kulturtechnischen Veröffentlichungen. Desgleichen ertheilt die Station in allen den Anbau von Braugerste betreffenden Angelegenheiten, soweit nicht besondere Untersuchungen erforderlich sind, kostenlos Auskunft und Rath. Um die Thätigkeit der Gerstenkulturstation für die Allgemeinheit nutzbringend zu gestalten, ist eine möglichst rege Inanspruchnahme derselben durch die Interessenten erwünscht. Dieselbe wollen ihre Adressen und alle einschlägigen Anfragen und Mittheilungen gelangen lassen an die Gerstenkulturstation der „Veruchs- und Lehranstalt für Brauerei in Berlin“ N., Seestraße.

**Preise für Schlachtvieh nach Lebendgewicht in Halle a. S.**  
In der Zeit vom 17. bis 22. April 1897 einschließlich  
a) von Fleischern den Landwirthen bezahlte resp. von Händlern erzielte Preise:

	Quantität	Alter	Gewicht pfd.	Erzielte Preise per Centner Mt.	
Rühe	1a.	6	jährlig	1250	29
	2.	7	"	1180	24
Fersen	1-2.	2½	"	1100	29
	1.	3	"	1500	30
Bullen	1-2.	2½	"	1300	29
				260	39
Schweine				280	38
				265	37
				270	36

b) von den Mitgliedern des Landwirthschaftlichen Bauern-Vereins des Saalkreises erzielte Preise (bei sofortiger und bereits erfolgter Abnahme):

	Quantität	Alter	Gewicht pfd.	Erzielte Preise per Centner Mt.	
Rühe	1.	8	jährlig	1325	29
	1b.	7	"	1190-1360	28
	1-2.	4-5	"	1300	26
Ochsen	1a.	7	"	1980-2105	34
	1.	4	"	1660-1740	33
	1-2.	8	"	1450	31
Schweine				295	40
				322	39
				250	36

# Anzeigen.

Inserate  
pro Seite 20 Pfennig.

(Anzeigen für die „Landwirthschaftliche Mittheilungen“ sind nur an Otto Thiele, Spezial-Annoncen-Bureau für landwirthschaftliche Anzeigen, Berlin SW., Bernburgerstraße 3, zu senden.)

Inserate  
pro Seite 20 Pfennig.

**Leipzig** 24. April bis 15. Oktober. **1897.**  
Sächsisch-Thüringische  
**Industrie- und Gewerbe-Ausstellung**  
5058] Gleichzeitig Eröffnung der  
**\* Frühjahrs-Gartenbau-Ausstellung \***  
Dauer vom 24. April bis 5. Mai 1897.

Beste und billigste  
**Heuwender, Hackmaschinen, Pflüge, Walzen, Ernterechen**  
Liefert  
**Fr. Dehne, Maschinenfabrik Halberstadt.**

**Garbenbänder-Fabrik**  
Roerdingen (Bayern)  
Liefert d. billigsten u. besten Bänder d. Welt. Patent „Triumph“ Hauptprüfung der D. Landw. Ges. Berl. 1896. Preis. M. u. s. Prof. gr. u. fr.

Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele in Halle (Saale), Leipzigerstraße 87.